

(Nachdruck verboten.)

64]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Welch ein Marten von fünf bis sieben Uhr, in fieberhaftem Arbeitwünschen des Tages, der endlos zögerte sich zu erheben! Sie konnte nicht wieder einschlafen, sie wälzte sich raslos in dem heißen Bette, von Ungeduld verzehrt, zu dem Rendezvous zu eilen, das sie sich gegeben hatte; und nie hatte die Erwartung irgend eines Liebes-Rendezvous sie so mit tausend glühenden Nadeln gefoltert. Sie fand keinen kühlen Platz mehr für ihre Glieder, sie nahm das ganze große Bett ein mit den Windungen ihres schlangengeschmeidigen Körpers, ihr Hemd war hinaufgeglitten, ihre aufgelösten schwarzen Haare bedeckten ihr glühendes Gesicht. Aber keinen Augenblick wurde sie wartend in ihrem Entschlusse, sie wollte nicht einmal nachdenken, wollte nicht voranssehen, wie sich die Dinge entwickeln würden, wollte nicht die Reihenfolge festzustellen versuchen, die zum Gelingen ihres Plans führen mußte. Sie war überzeugt, daß sich alles von selbst ergeben werde. Es schien ihr, als ob das Schicksal selbst sie unvermeidlichen Ereignissen entgegenführe, deren erfahrene Werkzeug sie war, und die zu vollenden sie sich nicht weigern konnte. Die Minuten des Wartens wurden ihr zu qualvollen Ewigkeiten.

Endlich um dreiviertel sieben Uhr, um die Zeit, die sie sich festgesetzt hatte, sprang sie aus dem Bette. Die Kälte des Zimmers wirkte abkühlend auf ihre Haut, sie wurde plötzlich ruhig und vollkommen Herrin ihrer selbst. Obgleich der Tag kaum angebrochen war, machte sie kein Licht und zog auch die Gardinen nicht auf. Sie drehte ihr Haar kunstlos zu einem Knoten, den sie mit Haarnadeln befestigte, und ohne ein Wieder anzuziehen, hüllte sie sich in einen weißen, bis zu den Hüften reichenden Planellschlafrock und schlüpfte in ein Paar weiße Sammetpantoffeln. Dann ging sie hinab, wie an den Tagen, wo sie des Morgens irgend einen Befehl zu geben hatte, der ihr während der Nacht eingefallen war.

Die Dienstmädchen waren noch nicht wach; sie machten sich die Abwesenheit des Herrn zu nütze, indem sie darauf rechneten, daß die gnädige Frau lange in den Tag hinein schlafen werde. Mit glatten, sicheren Bewegungen durchschritt Fernande das Arbeitszimmer ihres Mannes und öffnete die Thür des kurzen, schmalen Ganges, der von da in die Fabrikgebäude und zwar zunächst in die Bureauzimmer führte. Die hier beschäftigten Leute kamen erst um acht Uhr, und der Diener, der auszutreten und aufzuräumen hatte, spazierte draußen auf der Straße in Gesellschaft des behaglich seine Pfeife rauchenden Thürhüters auf und ab. So konnte sie durch die leeren Zimmer schlüpfen, den Hof überqueren und in die Halle der Buddelöfen gelangen, ohne daß irgend jemand sie sah. Ganz wie sie mit Sicherheit vorausgesehen hatte, waren ihr die Umstände dienstbar; die Arbeiter der Nachtschicht waren fortgegangen, die der Tagschicht noch nicht eingetroffen. Und durch den glücklichsten aller glücklichen Zufälle war Nagu, den wieder einmal die Arbeitswut erfaßt hatte, allein zurückgeblieben und eben im Begriffe, die Kleider zu wechseln.

Fernande kannte wohl den Weg, aber sie hatte sich noch nie so weit in dieses Reich der Kohle und des Eisens vorgewagt. Sie empfand tiefen Abscheu vor all dem Wüsten und Schmutzigen, das es hier gab. Sie blieb daher bekommen stehen, als sie in die riesige dunkle Halle der Buddelöfen blickte. Das frühe Tageslicht drang kaum durch die kleinen Fenster herein, und nur aus zwei in Thätigkeit befindlichen Öfen durchdrangen zwei dünne Blutstrahlen die in der Luft hängenden Rauchwolken. Sie wußte nicht, wohin sie auf dem kohlschwarzen Boden, zwischen schmutzigen Lachen und überall aufgehäuften Eisenmassen den Fuß setzen sollte. Ein scharfer Geruch, in welchem sich die Dampfgase mit menschlichen Ausdünstungen vermischt, raubte ihr fast den Atem. Trotzdem drang sie vor, und gleich darauf erblickte sie in dem weiten, leeren Raum Nagu, der sich eben der Holzbarade aus rohen Brettern zuwandte, wo die Arbeiter ihre Kleider aufhängten. Die ganze Nacht hindurch hatte der

Buddelmeister das schmelzende Eisen gerührt, in einem jener Anfälle von Arbeitswut, in welchen er Betäubung und Vergessen suchte, und in welchen er die schwere Eisenstange wie eine Waffe handhabte, mit der er die ganze Welt niederschlagen wollte. Er war noch in Schweiß gebadet, hatte seine Schürze abgelegt und war nur mit Hemd und blauer Leinenhose bekleidet; und ehe er seine Strahlenkleider anzog, trank er, seine gewöhnliche Nachtration überschreitend, gierig noch einen vierten Liter Wein aus, trunken von Alkohol, Feuersglut und fressender Wut. Da erblickte er bei einer Wendung von der Schwelle der Barade aus Fernande, eine ganz weiße Frauengestalt inmitten der schmutzigen Schwärze der Halle und erstarrt trat er vor, um zu sehen, wer das sei.

Fernande war, als sie ihn erblickt hatte, wie er eben den Rest der Flasche in die Gurgel schüttete, abermals stehen geblieben, noch beklommener als vorher. Er war halbnackt, das offene Hemd ließ seine sehr weiße Brust sehen, und auch die bis zur Schulter nackten Arme waren weiß, von der hellen Hautfarbe der Rothhaarigen, die stark gegen die braunrote des Blutreichen, vom Feuer gerösteten Gesichts abstach. Sie hatte zuerst warten wollen, bis er die Kleider gewechselt hätte. Aber da er nun direkt auf sie zukam, blieb ihr nichts übrig, als sogleich ihre Absicht auszuführen.

„Ich bin es, Nagu, ich wollte Sie um etwas ersuchen; und da ich wußte, daß Sie hier sind . . .“

Er war so ungeheuer erstarrt, daß sie sich um diese Stunde herbemühte, daß er sie wortlos anstarrte. Jetzt erst kam ihr die nicht zu beschönigende Auffälligkeit ihres Schritts zu Bewußtsein; aber ohne sich dies weiter ansehen zu lassen, ohne sich auch nur mit dem Versuch einer Erklärung aufzuhalten, ging sie sofort auf ihr Ziel los.

„Ich wollte Sie fragen, ob Sie einverstanden sind, wenn Ihre Frau einige Tage bei mir arbeitet. Ich brauche jemand und habe an sie gedacht.“

Bei der Erwähnung seiner Frau vergaß Nagu die Sonderbarkeit dieses Besuchs, sein Blut kochte auf in blinder Wut, und in seinen Ohren sauste es.

„Meine Frau? Sie wollen meine Frau? Hölle und Teufel, nehmen Sie sie mit geben Sie sie nie mehr zurück! Sie soll meinethwegen krepieren!“

Diesen Ausbruch hatte Fernande erwartet. Sie heuchelte Erstaunen, Mitleid, teilnahmevolle Betrübniß.

„Es geht also nicht besser bei Ihnen zu Hause. Ich habe gedacht, daß Sie ihr verzeihen hätten, daß Sie sich darein fänden, um des armen Kleinen willen, das kommen soll.“

„Was verzeihen?“ schrie Nagu, zum äußersten gebracht durch diesen Peitschenstich auf die blutende Wunde seiner Eifersucht. „Ihr das Kind verzeihen, daß die Dirne herumträgt? Die Dirne soll das Vergnügen haben, und ich soll meine Wut herunterzuschlucken?“

„Freilich, Ihre Frau war leichtsinnig, aber sie ist so jung, so hübsch, und es ist nur begreiflich, daß sie genießen will, und daß sie den schönen Herren Gehör schenkt, die ihr schmeicheln.“

Er schloß die Augen vor der Vision, die sie hervorrief und die ihn braunte wie glühendes Eisen, er knurrte zähneknirschend:

„Ich werde ihr schon Herren geben, die ihr schmeicheln! Und Sie wollen, Madame, daß ich ihr verzeihe, daß ich dem Bastard zu essen gebe?“

Mit dem Ausdruck unschuldigen Staunens rief nun Fernande:

„Ja, was hat man mir denn gesagt? Ich glaubte, diese Frage sei bereits geregelt! Muß nicht der Vater das Kind zu sich nehmen und für alle seine Bedürfnisse sorgen?“

„Wie? Was?“

„Nun ja, der Herr der Crècherie, dieser Herr Lucas, der Vater, mit einem Wort!“

„Wie, der Vater?“

Betäubt und ohne zu verstehen streckte Nagu sein schweißtriefendes, glühendes Gesicht vor, bis dicht an dieses zarte Frauengesicht, aus dessen rotem Munde so seltsame Dinge hervorkamen.

„Wie es ist also nicht wahr? Sie wissen nichts? Mein Gott, wie leid thut es mir, daß ich da etwas ausplaudert

habe! Man hatte mir gesagt, daß Sie sich mit diesem Herrn Lucas verständigt hätten, und daß Sie Ihre Frau behalten, unter der Bedingung, daß er das Kind zu sich nimmt, da er der Vater ist."

Ein Zittern ging durch den Körper Nagus, während er sein wutverzerrtes Gesicht noch weiter vorstreckte. Und allen Respekt beiseite sehend, denn hier standen nur noch Weib und Mann einander gegenüber, knurrte er:

"Was sagst Du da, he? Dazu bist Du also hergekommen, um mir das zu sagen? Du wolltest mir das in die Hand spielen, daß dieser Herr Lucas meine Frau geschwängert hat! Ja, ja, es ist sehr möglich, es ist sogar gewiß, denn jetzt sehe ich auf einmal klar, jetzt wird mir alles verständlich. Sei mir ruhig, der Herr Lucas wird sein Teil kriegen, das laß meine Sorge sein! Aber Du, he? Warum bist Du hergekommen, warum hast Du mir das gesagt?"

Sein glühender Atem hauchte ihr so schrecklich ins Gesicht, daß sie Angst bekam. Sie fühlte, daß sie machtlos gegen ihn wurde, daß alle ihre weibliche Geschmeidigkeit nichts über dieses losgelassene wilde Tier vermochte. Sie wollte den Rückzug antreten.

"Sie verlieren den Verstand, Nagu. Kommen Sie zu mir, wenn Sie wollen, nachdem Sie ruhiger geworden sind, und wir sprechen weiter über die Sache."

Mit einem Satz versperrte er ihr den Weg.

"Halt, ich muß Dir noch was sagen . . ."

In ihrer Angst hatte sie ihren nachlässig geschlossenen Schlafrock ein wenig sich öffnen lassen, und er sah ein Stück von der seidigen Haut ihrer Brust; er sah, er ahnte vor allem, daß sie kein Nieder, keinen Rock unter diesem weichen, fließenden Gewande trug, das kaum ihren Körper bedeckte, und das er mit einem Ruck seiner derben Hände herunterreißen konnte. Und sie roch gut, sie war noch ganz duftend und warm vom Bett, und diese weiße Haut, diese weiße Gestalt, die da so plötzlich in seiner schwarzen, rot durchglühnten Hölle aufgetaucht war, brachte ihn vollends von Sinnen.

"Hör einmal, Du sagst, die schönen Herren schmeicheln unsren Frauen und schwängern sie. Da ist es nur gerecht, daß wir ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten und daß einmal auch ihre Frauen daran kommen."

Damit faßte er sie und stieß sie gegen die Holzbarade, gegen die schmutzige Garderobe, den finsternen Verschlag, in dessen Ecke ein Haufen von Fegen lag. Sinnlos vor Angst vor der drohenden entsetzlichen Umarmung wehrte sie sich verzweifelt.

"Lassen Sie mich, ich schreie um Hilfe!"

"O, Du wirst nicht schreien, denn dann kämen Leute, und Du wärest am schlimmsten daran."

Und er stieß sie weiter, das Kinn vorgestreckt, mit brutalen Händen.

Sein Rock lag unter ihr, und er stieß sie mit dem Fuß weg, wie einen hinderlichen Gegenstand. Noch zweimal stieß er sie mit dem Fuße beiseite, wie einer, der etwas sucht, was er verloren hat; und bei jedem Fußstoß knurrte er zwischen den geschlossenen Zähnen:

"Mehe! Mehe! Mehe!"

Endlich, als er angekleidet war, fand er das Gesuchte. Es war sein Messer, das ihm aus der Tasche geglitten war. Er hob es auf und ramte hinaus, indem er noch knurrte:

"Jetzt zu dem andern! Er soll sein Teil bekommen!"

Gegen zehn Uhr betrat die Jose, Félicie, endlich das Schlafzimmer, erstaunt, daß ihre Herrin noch nicht geklingelt hatte, und um so ungeduldiger, als ihr eine große Neugier auf der Seele brannte, die das ganze Viertel in Aufruhr versetzte.

"Gnädige Frau sind doch nicht krank?"

Da sie keine Antwort erhielt, ging sie, nachdem sie einen Augenblick gewartet hatte, zum Fenster hin, um wie gewöhnlich die Gardinen aufzuziehen. Aber ein Murmeln, das aus dem Bette kam, ließ sie innehalten.

"Gnädige Frau wollen noch ruhen?"

Noch immer keine Antwort. Da konnte Félicie nicht länger an sich halten.

"Gnädige Frau wissen noch nichts?"

Ein tiefes, bebendes Schweigen erfüllte das verdunkelte Zimmer. Aus dem Bette kam nichts als der schwache, kaum vernehmbare Hauch des glühenden, gesteigerten Lebens, das sich unter der dichten Hülle der Decke barg.

"Einer von unsren Arbeitern, der Nagu, den Sie ja kennen, gnädige Frau, hat den Herrn Lucas von der Crächerie mit dem Messer erstochen."

Wie von einer Feder emporgeschleckt fuhr Fernande auf und sah mit weißem Gesicht, mit aufgelösten Haaren und entblößter Brust auf dem zerwühlten Bette.

"O!" sagte sie bloß.

"Ja, gnädige Frau; er hat ihm das Messer von rückwärts zwischen die Schultern gestoßen. Es ist wegen seiner Frau, heißt es. Solch ein Unglück!"

Mit starren Augen ins Weite blickend, als ob sie das Unsichtbare sähe, mit wogender Brust, die Haut durchschauert von der noch immer lebendigen, wollüstigen Erinnerung, sah Fernande unbeweglich im Halbdunkel des Zimmers.

"Es ist gut," sagte sie endlich. "Lassen Sie mich schlafen."

Und als die Jose leise die Thür geschlossen hatte, sank sie in das aufgewühlte Bett zurück, wandte sich mit dem Gesicht gegen die Wand und lag wieder regungslos.

Es war gegen neun Uhr, im schwachen Morgenlicht des Wintertages, als Lucas vom Messer des Mörders getroffen wurde. Wie das seine Gewohnheit war, begab er sich zur Schule, um da seinen Morgenbesuch zu machen, seine freudigste Verrichtung des Tages; und während er auf der Schwelle stand und mit einigen kleinen Mädchen scherzte, die ihn entgegengelassen waren, sprang Nagu, der hinter einem Gebüsch gelauert hatte, hervor und stieß ihm sein Messer in den Rücken. Mit einem lauten Schrei stürzte er zu Boden, während der Mörder die Flucht ergriff, sich den Hängen der Monts Bleues zuwandte und zwischen den Felsen und Gebüsch verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Große Berliner Kunstausstellung. II.

Erfreulicher als die vielen Säle mit den endlosen Bilderreihen in dem großen Glaspalast ist der letzte Saal der Ausstellung, in dem der Verband Deutscher Illustratoren Arbeiten seiner Mitglieder vereinigt hat. Auch einige Ausländer sind hinzugezogen. Es geht jetzt ein frischerer Zug durch das deutsche Illustrationswesen. Der Einfluß der Münchener „Jugend“ und des „Simplicissimus“ ist unverkennbar; die ausfommende Konkurrenz hat auch die älteren Blätter gezwungen, größere Anstrengungen zu machen. Aber die „Jugend“ — der „Simplicissimus“ ist in dieser Ausstellung nicht vertreten — hält doch immer noch die Fühnung. Sie hat eine stattliche Zahl tüchtiger Zeichner, deren Blätter das Beste in dieser Zusammenstellung bieten. Die Arbeiten der Angelo Jank, Pantof, Wille, Adolf Mänzer, Exler, Georgi usw. sind indessen durch die „Jugend“ zu bekannt, als daß sie hier noch besonders hervorgehoben zu werden brauchen. Am meisten gefallen darunter immer die Blätter, in denen ein Stück Wirklichkeit lebensvoll und mit wenigen charakteristischen Strichen in seiner Stimmung wiedergegeben wird. Es ist jedoch merkwürdig, wie wenig der Humor in diesem Kreise vertreten zu sein scheint. Eigentlich nur Wille schlägt in prächtigen Karikaturen wie in dem „Frosch in der Damen-Malschule“ einen übernütigen Ton an.

In der Art des Empfindens steht den Künstlern der „Jugend“ der Karlsruher Friedrich Kallmorgen am nächsten, der eine Anzahl seiner köstlichen kleinen Lithographien gesandt hat. Der Technisch entsprechend sucht der Künstler klare Stimmungen mit wenigen bestimmten Farbkontrasten, am liebsten etwa Abendbeleuchtungen; in solchen schildert er in den diesmal gezeigten Blättern vor allem das bewegte Leben im Hamburger Hafen, und er erreicht hier mit einfachen Mitteln ganz außerordentliche Wirkungen.

Von der Kunstgewerbe-Ausstellung ist dagegen nichts Gutes zu berichten. In den kleinen Kabinetten, die von verschiedenen Berliner Künstlern als Arbeitszimmer, Musikzimmer, Frühstückszimmer usw. eingerichtet sind, feiert eine Richtung, deren Auskommen man schon seit einiger Zeit mit Besorgnis beobachtet, wahre Orgien. Hebertriebene Farbigkeit ist die Folge des Strebens nach „malerischer“ Wirkung, und es ist nicht auf eine solide konstruktive Durchbildung bei den Möbeln und Gebrauchsgegenständen hingearbeitet, sondern der Zierrat, die ornamentalen Zuthaten und beim Holze besonders die Schnitzereien erscheinen als die Hauptfache. In all den vielen Flächen von der Decke bis zum Fußboden findet sich fast nirgends ein Fleckchen, das nicht noch durch irgend eine Schmuckform „gehoben“ würde. So ergibt sich als Gesamteindruck ein krauses Durcheinander, das niemals einen behaglichen, wohlhlichen Charakter haben wird. Es ist schade um die schöne, tüchtige, handwerkliche Arbeit, die hier in so wenig umsichtiger Weise Anwendung gefunden hat.

Es wurde schon in der Vorbesprechung erwähnt, daß das Wichtigste und Wertvollste der Ausstellung in diesem Jahre die Architektur-Ausstellung der Stadt Berlin ist. Diese allein macht den Besuch der Ausstellung notwendig. Man kann sie auch so gut für sich genießen, da sie völlig selbständig in der großen

Westhalle untergebracht ist. Schon in der Anordnung präsentiert sie sich sehr vorteilhaft; es sind in der großen Halle zweiundzwanzig größere und kleinere Kabinette abgeteilt, die zwar sehr einfach in ihrer Ausattung gefaßt sind, aber doch einen Hintergrund bilden, von dem die Architekturmodelle und Einzelstücke sich wirkungsvoll abheben. Es handelt sich um die Arbeiten, die in den letzten Jahren von der städtischen Hochbauverwaltung bearbeitet sind. Da fällt vor allem gleich im ersten Raum das große Modell zum Märkischen Museum am Märkischen Platz auf, da sieht man in den weiteren Kabinetten mächtige Schulgebäude und Lehrhäuser, prächtige Volks-Vadeanstalten, Verwaltungsgebäude, mehrere große Krankenhäuser, ein Kinder-Kyhl und Entwürfe von Brücken und Denkmälern und Brunnen, die für die Ausschmückung öffentlicher Plätze bestimmt sind. Es ist im wesentlichen die Arbeit des Stadtbaurats Ludwig Hoffmann, die hier im Zusammenhang vorgeführt wird.

Man steht zunächst ganz überrascht vor der Fülle der Arbeit, die hier in kurzer Zeit geleistet wurde. Der erläuternde Katalog, der für die Ausstellung geschrieben wurde, hebt selbst die Gefahr hervor, daß die Bearbeitung einer so großen Zahl oft gleichartiger Aufgaben von einer Stelle aus zu einer gewissen Eintönigkeit führen könnte, der aber vorzuziehen man eine besondere Sorgfalt aufgebieten hätte. Man muß in der That anerkennen, daß es gelungen ist, auch die gleichen Thematika in ansprechenden Variationen zu behandeln. Dies wurde in erster Linie dadurch erreicht, daß der Entwurf ganz den besonderen Eigentümlichkeiten der jeweiligen Lage angepaßt wurde. Es kann sich im allgemeinen bei einer solchen Ausstellung nicht um die Beurteilung der einzelnen Leistungen handeln; diese ist ersthaft nur vor den fertigen Gebäuden möglich. Worauf es hier ankommt, ist, die Prinzipien aufzuzeigen und zu prüfen, nach denen die Gebäude entworfen wurden, und da muß man allerdings anerkennen, daß der neue Geist, der in diesen Arbeiten der Hochbauverwaltung zum Ausdruck kommt, zu sehr großen Hoffnungen für die architektonische Gestaltung der Stadt Berlin in der Zukunft berechtigt. Es ist für diese von größter Bedeutung, wenn über die ganze Stadt verstreut in wichtigen Straßen und an bedeutenden Plätzen große öffentliche Bauten entstehen, die durch ihren großzügigen Charakter der Gegend den Stempel aufdrücken.

Das Erste und Beste, was sich an diesen Entwürfen feststellen läßt, ist die ausgezeichnete Grundrissdisposition, die als Hauptgesichtspunkt die praktischen Bedürfnisse im Auge hat und auf Klarheit und Uebersichtlichkeit hinarbeitet. Daß man den Schematismus zu vermeiden gesucht hat, zeigt etwa ein Vergleich der verschiedenen Entwürfe für Gemeindeschulen, bei denen infolge der völligen Identität der Aufgaben die Gefahr doch sehr nahe lag. Ebenso zeigt sich in der architektonischen Gestaltung und Durchführung der Fassaden das Bestreben, die innere Disposition erkennen zu lassen, allerdings mehr in den Einzelheiten als in dem gesamten Aufbau. Auch auf die Wirkung nach außen hin wird in weitgehendstem Maße Rücksicht genommen. Man achtet nicht nur darauf, von welcher Seite und in welcher Entfernung der Bau sich bei der Art der nächsten Umgebung dem Beschauer auf der Straße darbieten muß und sucht seine Architektur diesen Bedingungen anzupassen, sondern man berücksichtigt auch den architektonischen Charakter des umgebenden Stadtleis, sucht einen Anschluß an hervorragende Gebäude in der Nachbarschaft, die diesem den Stempel aufdrücken usw. Alles das sind sehr gesunde Prinzipien, an die man bisher bei Berliner Bauten kaum gedacht hatte.

Je freudiger man aber diese Neuerung begrüßt, um so mehr wird man es bedauern, daß sie im Grunde doch auf halbem Wege stehen geblieben ist. Was sofort in die Augen fällt, ist die Tatsache, daß für die Fassaden ausschließlich die verschiedenen architektonischen Formenprachen früherer Epochen Verwendung gefunden haben. Es mag viel verlangt erscheinen, daß ein neuer Stadtbaurat auch gleich eine neue architektonische Formenprache schaffen soll, denn mehr als Ansätze zu einer solchen giebt es ja noch nicht; aber das ist nur einmal der Jammer unserer Zeit, und man wird sich dessen so erst recht bewußt, wenn man wie hier frisches Leben verspürt, das nicht zu voller Entfaltung gelangen kann. Der Widerspruch zwischen den Formen in ihrer ursprünglichen Bedeutung und ihrer jetzigen Verwendung drängt sich zu sehr auf. Da sieht ein Volksschullehrer aus Fenstern, die von gewaltigen unbewohnten Quadern eingerahmt sind, wie sie die alten florentinischen Geschlechter bei ihren Palästen verwendeten, die sie sich errichteten, um den Stirnen der Zeit Trost zu bieten. Nicht anders wird wieder eine Volks-Vadeanstalt entworfen; man sieht, die architektonischen Formen sind Formeln geworden, die ihren eigentlichen Sinn verloren haben. Dabei muß man anerkennen, daß aus der Art ihrer Verwendung ein sehr feiner Sinn für die Wirkungsmöglichkeiten spricht, die in ihnen liegen. Diese Fassaden zeigen, rein formal betrachtet, eine wohl abgewogene rhythmische Gliederung, einen ausgeprägten Sinn für Großzügigkeit und vornehme Formen und eine große Sorgfalt in der Durchbildung der Einzelheiten.

Wir werden noch Gelegenheit nehmen, die einzelnen fertigen Bauten des genaueren zu prüfen. Namentlich das Märkische Museum, das im Rohbau in diesem Jahre fertiggestellt werden soll, wird lebhaftes Erörterungen hervorrufen. — hl.

Kleines Feuilleton.

— „Wie man Ueberbrettel-Dichter wird“ erzählt Julius Bauer im „Wiener Extrablatt“: „Vor einigen Wochen genas die Königin von Serbien eines gefunden Operettenstoffes, aus dem ich bloß ein Scharzgedicht, „Die silberne Wiege“, zu schlagen verstand. Mit dem Tage geboren, sollte das Poem mit dem Tage sterben, eine Eintagsfliege aus Papier und Druderschwärze. Die Verse erschienen in dieser Blatte ohne meine Unterschrift, ich war namenlos glücklich.“

Doch rasch tritt das „Ueberbrettel“ den Menschen an: Schon am sechsten Tage nach dem Erscheinen des Gedichtes wurde ich sozuzagen hinter meinem Rücken auf das „Bunte Theater“ in Berlin geschleppt!

Das „Bunte Theater“ wird in Abwesenheit des Herrn v. Wolzogen von einem Stellvertreter geleitet. Während der Herr Hauptmann mit der „angewandten Lyrik“ ganz Deutschland bereist, kommandiert der Schriftsteller Dr. Hanns Heinz Ewers in Berlin. Und es begab sich wie folgt:

Herr Fritz Lehner komponierte, Herr Dr. Hanns Heinz Ewers introducierte und Frau Schneider-Rissen exekutierte „Die silberne Wiege“, ohne mich erst um Erlaubnis zu fragen.

Die Aufführung erfolgte unter Nennung meines Namens, trotzdem das Gedicht nicht unterzeichnet war und das Abmahnungsrecht meines Namens mir allein zusteht.

Von dem Erfolge des Vortrags wurde nicht ich, sondern die Redaktion meines Blattes verständigt, und zwar mittels Postkarte. Der Absender der „Freundenbotschaft“ war nicht der Leiter, sondern der Kassier des „Ueberbrettels“.

Einige Tage später kunkte eine Berliner Zeitung meinen jungen Ueberbrettelreim, indem sie erklärte, von dem Erfolge einer neuen Nummer „Die silberne Wiege“ nichts zu wissen. Es war das dieselbe Zeitung, die kurz vorher das Gedicht wortwörtlich nachgedruckt hatte!

Dah darauf wußte ich, warum die Zeitung nichts wissen konnte. Die Zeitung des „Bunten Theaters“ hatte es nämlich unterlassen, die Berliner Presse einzuladen. Die Stellung der „sechsten“ Grobdruck war ernstlich gefährdet und die Zeitung beeilte sich, eine Separatvorstellung vor geladenen Gästen anzukündigen. Das auch noch!

In einer diesbezüglichen offiziellen Notiz wurde das Lied in marktstreiferischer Weise angepriesen. Diese öffentlichen Lobsuchtsanfänge waren viel komischer, als meine unartigen Reime von dem freudigen Nichtereignis in Serbien.

Die angekündigte Separatvorstellung brach über die Presse herein. Ich war um einige lobende Zeitungsausschnitte reicher.

Aber ich sollte noch reicher werden. Etwa vierzehn Tage nach dem ersten Vortrage des Wiegenliedes erhielt ich eine Geldanweisung aus Berlin mit dem Vermerk: „Ihre Lantime für Aufführung von „Silberne Wiege“. Der Absender des Geldes war nicht der Kassier, sondern der Leiter des Ueberbrettels.

Auf der Postanweisung stand trocken der Name des Herrn Dr. Hanns Heinz Ewers, der mir für sämtliche Aufführungen 5,60 M. schickte. Ich schäme Herrn Dr. Hanns Heinz Ewers viel höher. Der dachtende Mensch muß übrigens auch mit wenigem zufrieden sein, sei es an Geld oder an Höflichkeit.

Ich bin trotz alledem dem „Bunten Theater“ nicht gram, obgleich ich ein Recht hätte zu sagen: Dieses Theater ist mir zu bunt! Ich danke Herrn Dr. Hanns Heinz Ewers, daß er meine junge Begabung aufmunternd förderte; ich danke Herrn Fritz Lehner, daß er sich nach Strauß und Müllöder so liebevoll meiner verwaisten Muse annahm, und ich danke der Frau Schneider-Rissen, die mich auf Klügeln des Gesangs hoch emportrug.

Nun könnte die Geschichte aus sein. Sie ist es nicht. Vor einigen Tagen schickte mir die Berliner Verlagshandlung „Harmonie“ zwei gedruckte Exemplare des Wiegenliedes, das sie herausgegeben hatte, ohne meine Erlaubnis einzuholen!

Das Titelblatt trägt meinen Namen neben dem des Komponisten und unter den Noten steht mein von keinem Verleger erworbener Text. Preis 2 Mark.

Und in roten Buchstaben prangen auf dem Blatte die lieblichen Worte: „Frau Gisela Schneider-Rissen verehrungsvoll zugeeignet“. Ich habe nicht die Ehre, die Künstlerin persönlich zu kennen, ich habe sie mir ein einziges Mal spielen sehen und habe also nicht das Recht, ihr ein Lied verehrungsvoll zu widmen. Herr Fritz Lehner sollte künftig Damen nur Lieder ohne Worte, oder doch wenigstens ohne meine Worte, zueignen.

Auf dem samojen Titelblatt ist noch zu lesen: „Eigentum der Verlagshandlung für alle Länder“. In der That ist der schneuliche Kalauer: „Eine Draga-komische Vallade“, der als Untertitel auf dem Blatte steht, nicht mein Eigentum.

So, jetzt bin ich fertig. Dem Ueberbrettel trage ich nichts nach, aber der Verlagshandlung gegenüber werde ich, schon aus prinzipiellen Gründen, meine Rechte zu wahren wissen, zumal ich, wenn ich nicht irre, noch keine dreißig Jahre tot bin. —

— Der Aberglaube beim Kaufen von Lotterielosen treibt vielleicht nirgends solche Wüten wie in Berlin. Ein auswärtiges Blatt läßt sich darüber schreiben: Viele warten vor den Lotteriegeschäften so lange, bis ein kleiner, möglichst dürftig gekleideter Junge vorübergeht und lassen diesen gegen ein Entgelt von 5 oder 10 Pfennigen das Los ziehen, da eine solche Kinderhand unfehlbar

Glück bringen soll. Fünfzig kleine Kerls, die diesen Gebrauch kennen, pflegen sich auch, wenn die Ziehung einer Lotterie bevorsteht, vor den Lotteriegeschäften aufzuhalten und ihre Dienste anzubieten. Andere Leute ziehen von den ihnen vorgelegten oder entgegengehaltenen Loses das siebente von links nach rechts oder wählen ein solches Los aus, in dessen Nummer die Ziffer 7 recht häufig vorkommt, da diese Ziffer bei vielen Spielern in hohem Ansehen steht. Manche bezahlen den Betrag für das Los in möglichst eigentümlichen Münzsorten. Kostet das Los, wie das bei vielen der größeren Gelegenheitslotterien der Fall ist, 3,30 M., so werden die 3 M. in Gestalt eines Krümmungsthalers und der Rest in einzelnen Kupferpfennigen gezahlt, die entweder gesunden oder zusammengebettelt sein müssen. Wieder andre drehen sich bei der Auswahl der Lose um und ziehen sie aus der Hand des Verläufers mit der linken Hand über die linke Schulter hinweg. Für glückbringend gilt es auch, beim Einlaufen des Loses den Laden mit dem rechten Fuß zuerst zu betreten und in derselben Weise zu verlassen. —

Erziehung und Unterricht.

— **Hebung der Sinne.** Die „Nöln. Volksztg.“ schreibt: Die wenigsten Eltern haben wohl eine Ahnung davon, wie arm ihre Kinder an richtigen Vorstellungen sind. Gerade so gut wie die Zunge, müssen auch die Augen, die Ohren, die Hände des Kindes geübt werden, wenn sie richtig sehen, richtig hören, geschickt hantieren sollen. Geschieht dies nicht, so kann man wohl sagen, sie haben Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht.

Dr. Hartmann in Annaberg hat genaue Untersuchungen darüber angestellt, welche Anschauungen die Kinder mit zur Schule bringen. Von 1312 Kindern hatten eine brauchbare Vorstellung von im Freien laufenden Hasen 16 Proz., Eichhorn auf dem Baume 13, weidende Schafherde 33, Star vor dem Nistkasten 12, schwimmende Gans 40, Henne mit Küchlein 28, Gefang der Lerche 12, hüpfender Frosch 24, schwimmender Fisch 20, Bienenstand 9, Vire 3, Richte 22, Hahnenhahn 9, Moos 18, Sandgrube 7, Steinbruch 17, Regenbogen 37, Sonnenuntergang 12 Proz. An andern Orten wird es nicht viel besser sein. Daraus folgt, daß die Kinder doch sehr schlecht die sie umgebende Natur kennen. Daraus erwächst für die Eltern die Pflicht, die Sinne der Kinder mehr zu üben, als das gewöhnlich der Fall ist.

Sobald das Kind leidlich spricht, fange man an, seinem Auge die einfachsten geometrischen Körperformen zu bieten und die Namen des Würfels, der Kugel, der Säule, des Balkens, des Gies zu lehren. Für ältere Kinder eignen sich Kristallformen zum Studium verwickelterer Gestalten. Die Formen werden leichter kennen gelernt als die Farben, deshalb treten diese später auf. Die drei Hauptfarben werden selten vor dem dritten Jahre unterschieden. Die Mutter sollte täglich bunte Naturdinge, auch Papiersüßchen, zeigen und nach der Farbe benennen lassen. Man lege oft Blättchen bunter Blumen vor und lasse die ähnlich gefärbten zusammenlegen. Schon mit dem dritten Jahre muß das Augenmaß geübt und das Kind vor albernem hyperbolischen Größenbeziehungen, wie „ungeheuer, schrecklich“ u. a. gewahrt werden, weil solche Maßlosigkeiten den Sinn für genaue Beobachtung und vielleicht auch für Wahrheitsliebe schwächen. Kleine Kinder läßt man Steinchen, Blätter, Früchte nach ihrer Größe auf Häufchen legen. Schon dreijährige Kinder vergleichen gern die Größe der Sträucher im Garten mit der Länge des Vaters und der eigenen. Vom fünften Jahre ab lernen die Kinder kleine Entfernungen nach Spannen und Schritten abzuschätzen, sie belustigen sich beim Spazierengehen mit dem Ausschreiten von Wegestreden. Später lehrt der Vater die Winkel schätzen und benutzt den Arm als ersten Winkelmesser. Reiches Material für diese Übungen bilden die Dächer, die Äste und Zweige in ihrer Stellung zu einander und zu ihren Stämmen.

Zur Ausbildung des Gehörs lehre man das Kind auf die verschiedenen Laute hören; sie sollen unterscheiden: das Krähen, Pfeifen, Singen, Zwitschern, das Murmeln, Plätschern, Säulen, Tosen usw. Dr. Sigismund meint: „Ein rechter Junge weiß im zehnten Jahre 20 Vögel an der Stimme zu erkennen.“

Durch solche Sinnesübungen befähigen wir die Kinder, klare, vollkommene Vorstellungen zu erwerben, und diese sind die Grundlage jeder Geistesfähigkeit. —

Kulturgeschichtliches.

— **Scharfrichterbeizeidung im 18. Jahrhundert.** Im letzten Heft des „Schweizerischen Archivs für Volkskunde“ findet man eine aus dem Jahre 1724 stammende „Vestaltung eines Gotteshaus St. Gallen Scharfrichters“ mitgeteilt, worin auch des genauesten die Bezüge für die einzelnen Verrichtungen des Henkers, der zugleich Wafenermeister war, festgesetzt sind. Dem Scharfrichter ist folgender „Sold und Verdienst“ verordnet: „1. Bleibt ihm das jährliche Wartgeld nehmlich 14 Gulden sammt dem Betrag des 8 V. (salva venia) Waffens wie bisher voraus. 2. Soll er so oft ihn die Obrigkeit bey einem Gefangenen zur Territion oder Tortur gebrauchen wirdt, anzusehen haben jedes mahl 40 xr (Kreuzer). 3. Vor einem Inhaftirten am ganzen Leib zu schehren 1 h (Schilling). 4. Eine Hand (Heidin) oder andere Person aber am Kopf allein 20 xr. 5. Eine Person an den Pranger zu stellen 1 h, mit Nuthen auszuhauen und an den Pranger zu stellen aber 2 h. 6. Ein Brandmahl aufzubremmen 1 h. 7. Eine

Person mit dem Schwert zu richten, für auszuführen, Strich, Wand und den Strich selbst 6 h. 8. Vor einen Malikanten auszuschlagen 3 h samt Pferd und schlafen. 9. Mit dem Strang zu richten, für eine Person wegen ausführens, Strich, Wand, Ketten, laitheren (Leiter) hin und her tragen, das Henken selbst und was darzu gehört in allem 12 h. 10. Eine Person zu verbrennen, lebendig oder tod, rad brechen, mit feurigen zaugen zwischen, glider abhauen, vor oder nach dem Tod, auch aus zu schlafen, für alles und alles (ohne das Hol) 15 h, welches jedoch in dem fahl (Fall) nur zu verstehen, da die Person, welche verbrannt wird, auch vorher mit glühenden Zaugen gezwicht und ausgeschlafft werden müzte, dann wann sie allein lebendig verbrandt oder vorher enthaubt und nachher verbrandt wurde, soll er sich mit 9 h davor begnügen lassen. 11. Für ein Stück Vieh zu verbrennen und verlogen 3 h, für das letztere aber allein 1 h. 12. Wenn ein schon Verurteilter Malefiant bequädiget und nicht gerichtet wird, soll sein Verdienst sein 2 h. 13. Für ein Stück lebendig Vieh abzuholen, das hingerichtet werden müzte, soll er 1 h, wofern es aber über 3 Stundt weit entlegen 2 h anzusehen haben. 14. Item vor Selbst-Wörd-Strich abzuhauen, eine Person abzuholen und verlogen für alles und alles 15 h. 15. Wird ihm vor das gewöhnliche Nicht-Mahl zeisirt vor eine Person 48yr., davon er aber ohne Noth und obrigkeitl. Vergünstigung, in Hinrichtung eines einzigen Missethätters mehr nicht als einen Knecht zu sich ziehen soll.“ —

Meteorologisches.

— Arbeiter auf den Feldern beim Dorfe **Altenhain** (Hessen) bemerkten in der vorigen Woche in den Mittagsstunden plötzlich einen mächtigen **Stugelblitz** von dem nahen Walde herkommen. Die Kugel hatte die Größe eines Korbes oder einer Wüste; sie schien sich auf oder nur wenig über der Erde hin fortzubewegen und zwar in langsamem Zeitmaße. Jedes Hindernis, daß sich ihr auf dem Wege entgegenstellte, zertrümmerte sie im Nu. Ihre Richtung ging durch einen Wohnacker; hier zerbrach sie die Wohnstangen wie Strohhalme und zerplitterte sie in Atome. Auf dem weiteren Wege nach dem Dorf **Altenhain** zu geriet ein Huhn in den Reich des Feuerballs; es wurde von ihm vollständig verzehrt. An der Mauer des dem dortigen Straßenswarte gehörigen Hauses prallte die Kugel an und riß hier schwere Steine aus der Ecke der Mauer. Endlich verschwand die Erscheinung in der Nähe des Forstwarthauses. Der Weg, den der Stugelblitz genommen, zeigte überall Brandspuren. —

Humoristisches.

— **Gemütlich. Polizist:** „Heute habe ich aber einen Angler aus frischer That erwischt!“
Schultheiß: „Zamos; haben Sie die Fische konfisziert?“
Polizist: „Er hatte noch keine gefangen!“
Schultheiß: „Oh, hm, da hätten Sie noch etwas warten müssen!“ —

— **Erklärung.** Die vierjährige **Ella:** „Was ist eigentlich ein Abgrund?“
 Die sechsjährige **Vertha:** „Das ist aufgehörtes Gebirge.“ —

Notizen.

— Ein **Konversations-Lexikon** mit ausgesprochen konservativer und deutsch-nationaler Parteitendenz soll demnächst herausgegeben werden. —

— In der großen **Omejaden-Woschee** in **Damaskus** wurden beim Neubau eine Menge alter Handschriften aufgefunden. Ein deutscher Gelehrter ist seitdem beschäftigt, den Fund zu sichten und besonders die jüdischen und christlichen Schriften festzustellen. Wie private Nachrichten melden, droht der Wissenschaft große Gefahr, da die Geistlichkeit der Woschee die Handschriften an den Fundort zurückbringen und den Turm wieder vermauern lassen will. —

— **Hans Brennerts** Lustspiel „Die **Asphaltblume**“ erzielte im **Dresdner Residenz-Theater** einen schönen Erfolg. —

— **Richard Strauß'** neue Oper „**Feuersnot**“ wird im **Dresdner Opernhaus** anfangs der nächsten Spielzeit ihre Erstaufführung erleben. —

— Der **Simplicissimus**zeichner **Bruno Paul** hat, nach der „**Zff. Ztg.**“, von der württembergischen Regierung eine Stelle an der Stuttgarter Kunstgewerbeschule angeboten erhalten, soll aber mit der Annahme noch schwanken, da gleichzeitig der Wunsch ausgesprochen wurde, er möge dann nicht mehr für den „**Simplicissimus**“ zeichnen. —

— Das **französische Unterrichtsministerium** plant die Schaffung von **Reisestipendien** für Schriftsteller; die Verteilung der Stipendien soll der französischen Akademie übertragen werden. —

— Eine **internationale wissenschaftliche Ballonfahrt** mit bemanneten und unbemanneten Ballons findet in den Morgenstunden des **4. Juli** statt. —